

(Rauchers verboten.)

54]

## Pelle der Eroberer.

Sehrijahre.

Roman von M. Andersen Nexö.

„Ich will bloß meine Abrechnung haben,“ entgegnete Pelle; was er weiter wollte, wußte er auch nicht. Und dann ging er nach Hause und brachte sein Zimmer in Ordnung. Es glich einem Schweinekoben. Er begriff nicht, wie er die Unordnung hatte aushalten können. Währenddessen sann er verdrossen auf einen Ausweg. Es war sehr bequem gewesen, zu dem Abschaum der Menschen zu gehören und zu wissen, daß man jetzt nicht tiefer sinken konnte; aber es gab ja vielleicht doch noch irgendeine Möglichkeit. Emil hatte die dummen Worte gesagt, was meinte er nur damit? „Pelle, der kommt schon vorwärts!“ — Jawohl, was wußte Emil von dem Elend anderer. Er hatte natürlich genug an seinem eigenen.

Er ging herunter, um sich ein wenig Milch zu kaufen, dann wollte er hingehen und schlafen; er hatte das Bedürfnis, dies alles zu betäuben, das auf einmal wieder in seinem Kopf zu wimmeln begann.

Unten auf der Straße lief er dem Wanderschuhmacher Sort in die Arme. „Na, da haben wir Dich ja,“ rief Sort aus. „Ich ging hier gerade und grübelte darüber nach, wie ich Dich wohl am besten zu sprechen bekäme. Ich wollte Dir nämlich sagen, daß ich morgen meine Wanderschaft antrete. Wenn Du mitwillst? Es ist ein herrliches Leben, jetzt zur Frühlingzeit auf den Höfen herumzuziehen, und Du gehst vor die Hunde, wenn Du so beibleibst. Jetzt weißt Du es alles und kannst Dich selbst entscheiden. Um sechs Uhr gehe ich, länger schiebe ich es nicht hinaus!“

Sort hatte Pelle an jenem Abend im Wethaus beobachtet und ihn mehrmals angesprochen, um ihn aufzurütteln. Bierzehn Tage also hat er seine Wanderung um meinetwillen aufgeschoben, dachte Pelle mit einem Anflug von Selbstgefühl. Aber er wollte nicht ausziehen! Und den Bettelgang von Hof zu Hof gehen, um Arbeit zu suchen. Pelle hatte in der Werkstatt gelernt und sah mit Verachtung auf den Wanderschuhmacher herab, der von einer Hand in die andere ging wie ein Armenhändler, der Leder und Pechdraht geliefert erhielt, wo er gerade war und aus derselben Schüssel mit dem Gesinde aß. Soviel Fachtolz war denn doch in ihm. Von der Werkstatt her war er gewöhnt, Sort als jämmerliche Ueberlieferung aus der Bergangeheit zu betrachten, eine Art aus der Zeit der Leibeigenschaft.

„Du gehst vor die Hunde!“ sagte Sort. Und Marie Nilfen meinte dasselbe mit allen ihren verblühten Andeutungen. Aber was dann? Er war vielleicht schon vor die Hunde gegangen. Wenn es nun keinen andern Ausweg mehr gab! Aber jetzt wollte er schlafen und nicht mehr an dies alles denken.

Er trank seine Flasche Milch und aß etwas Brot dazu, dann ging er zu Bett. Er hörte die Kirchenguhr schlagen, es war am hellen Nachmittag und herrliches Wetter. Aber Pelle hatte das Bedürfnis zu schlafen, nur zu schlafen! Sein Gemüt war wie Blei.

Früh am nächsten Morgen erwachte er und war in einem Saß zum Bett hinaus; die Sonne erfüllte das Zimmer, und er selber war angefüllt von gesunden Gefühlen. Schnell schlüpfte er in die Kleider; da war noch so vieles, was er tun wollte! Dann riß er das Fenster auf und sog den Frühlingmorgen in einem Atemzug ein, der sich wie ein Gefühl tiefer Freude durch seinen Körper verpflanzte. Draußen über das Meer her kamen die Boote auf den Safen zu; die Morgenionne fiel in die schlaffen Segel und machte sie erglühen. Jedes Boot arbeitete sich mit Hilfe der Ruder vorwärts. Er hatte wie ein Stein geschlafen, seit er sich gelegt hatte, bis jetzt. Der Schlaf war wie ein Abgrund zwischen gestern und heute. Eine Melodie vor sich hin trällernd, packte er seine Sachen und machte sich auf den Weg, ein kleines Bündel unter dem Arm. Er schlug die Richtung nach der Kirche zu ein, um nach der Uhr zu sehen. Es war

noch nicht viel über fünf. Dann steuerte er mit kräftigen Schritten auf Dvvangen zu, so froh, als ginge er seinem Glück entgegen.

25.

Zwei Männer tauchten aus dem Walde auf und kreuzten die Landstraße. Der eine war klein und bucklig, er hatte einen Schustertisch fest auf den Rücken geschnallt; der Hand ruhte auf dem Buckel und ein kleines Kissen war dazwischen geschoben, damit er nicht scheuern sollte. Der andere war jung und stark gebaut, ein wenig mager, aber gesund und frisch von Farbe. Er trug ein großes Bündel Leisten auf dem Rücken, sie wurden im Gleichgewicht gehalten von einem Kasten, den er vorn auf der Brust trug und der, nach dem Geräusch zu urteilen, Werkzeug enthalten konnte. Am Grabenrande warf er seine Last hin und schnallte dem Buckligen den Tisch ab. Sie schmissen sich ins Gras und starrten in den blauen Himmel hinein. Es war ein herrlicher Morgen, geschäftig flogen die Vögel hin und her und zwitscherten, und drinnen in dem betauten Klee ging das Vieh und schleifte lange Streifen hinter sich drein.

„Und trotzdem bist Du immer fröhlich?“ sagte Pelle. Sort hatte ihm die traurige Geschichte seiner Kindheit erzählt.

„Ja, siehst Du, oft ärgert es mich ja auch, daß ich alles so leicht nehme. Aber wenn mir nun durchaus nichts einfallen will, worüber ich traurig sein könnte! Gehe ich einmal der Sache auf den Grund, dann stoße ich immer auf irgend etwas, was mich noch fröhlicher macht, wie nun zum Beispiel Deine Gesellschaft. Du bist jung und die Gesundheit strahlt Dir aus den Augen. Die Mädchen werden so freundlich, wohin wir auch kommen, und es ist, als wäre ich selbst die Ursache zu ihrer Freude.“

„Woher hast Du eigentlich Deine Kenntnisse von allen Dingen?“ fragte Pelle.

„Findest Du, daß ich soviel weiß?“ Sort lachte fröhlich.

„Ich komme so viel herum und sehe so viele verschiedene Säuslichkeiten, wo Mann und Frau einig miteinander sind und andere, wo sie leben wie Katz und Hund. Mit Leuten jeglicher Art komme ich in Berührung. Viel bekomme ich auch zu wissen, weil ich nicht so bin wie die andern Menschen. Mehr als ein Mädchen hat mir ihr Elend anvertraut, und dann im Winter, wenn ich allein sitze, denke ich über all die Dinge nach. Die Bibel ist auch ein gutes Buch, woraus man Weisheit schöpfen kann. Da lernt man hinter die Dinge gucken: und wenn Du erst weißt, daß alles seine Rehrseite hat, dann lernst Du auch Deinen Verstand gebrauchen. Du kannst hinter ein jedes Ding gehen, wohinter Du gehen willst; dann führen sie alle an einen Ort — zu Gott; von ihm ist ja auch das Ganze ausgegangen. Es ist der Zusammenhang, siehst Du; und hat man den erst erfahrt, dann ist man immer glücklich. Ergötzlich würde es auch sein, den Dingen weiterhin zu folgen, dahin, wo sie sich teilen, und nachweisen, daß sie trotzdem wieder schließlich in Gott zusammenlaufen. Aber das vermag ich nicht!“

„Wir sollten wohl sehen, daß wir weiterkommen.“ Pelle gähnte und fing an, sich zu rühren.

„Warum?“ Wir haben es hier so gut und erreichen schon das, was wir uns vorgenommen haben! Sollten da ein paar Stiefel liegen, die Sort und Pelle nicht verlohnt bekommen, ehe sie sterben, so richtet ein anderer das schon aus!“

Pelle warf sich wieder auf den Rücken und zog die Mütze über die Augen, er hatte keine Eile. Nun war er fast einen Monat mit Sort gewandert und war beinahe ebensoviel auf den Landstraßen gewesen, wie er auf dem Arbeitsstuhl gesessen hatte. Sort hatte keine Ruhe, wenn er irgendwo ein paar Tage gewesen war, dann mußte er weiter! Er liebte den Waldesrand und die Feldgräben und konnte dort halbe Tage verbringen. Und Pelle fehlte es nicht an Anknüpfungspunkten für dieses müßige Leben in der freien Luft, er hatte seine ganze Kindheit, aus der er schöpfen konnte. Stundenlang konnte er daliegen und auf einem Grassalm faulen, geduldig wie ein Rekonvaleszent, während Sonne und Luft ihre Arbeit an ihm verrichteten.

„Warum predigst Du mir nie etwas vor?“ sagte er plötzlich und guckte schelmisch unter der Mütze hervor.

„Warum sollte ich wohl predigen? Weil ich fromm bin? Das bist Du ja auch; jeder, der froh und zufrieden ist, der ist fromm.“

„Ich bin keineswegs zufrieden!“ entgegnete Belle und rollte sich auf den Rücken, alle Biere in der Luft. „Aber Du — ich begreife nicht, daß Du Dir nicht eine Gemeinde schaffst, Du hast ja das Wort in Deiner Hand.“

„Ja, wenn ich so gestaltet wäre wie Du, dann würde ich es schon tun. Aber nun bin ich ja bußlig!“

„Was tut das? Du machst Dir ja doch nichts aus den Frauen.“

„Nein, aber ohne die kann man nichts ausrichten; sie ziehen die Männer und die Kinder nach sich. Eigentlich ist es sonderbar, daß sie es gerade sein müssen, denn die Frauen, die machen sich ja eigentlich nichts aus Gott! Sie haben nicht die Fähigkeit, hinter die Dinge zu gehen. Sie wählen nur nach dem Äußeren, alles müssen sie sich auf den Leib hängen als Staat, auch die Männer, ja, und den lieben Gott am liebsten auch; sie haben Verwendung für das Ganze.“

Belle lag eine Weile da und wühlte in seinen zerstreuten Erfahrungen. „Marie Nilfen war aber nicht so,“ sagte er sinnend. „Sie schenkte gern das Hemd vom Leibe weg und verlangte nichts für sich selbst. Ich habe treulos gegen sie gehandelt, ich habe ihr nicht einmal Adieu gesagt, ehe ich hinauszog.“

„Dann mußt Du sie auffuchen, wenn wir in die Stadt kommen und Deinen Fehler eingestehen. — Ihr hattet also keine Liebchaft miteinander?“

„Sie betrachtete mich wie ein Kind, das habe ich Dir doch gesagt.“

Sort lag eine Weile schweigend da.

„Wenn Du mir helfen wolltest, dann wollten wir schon eine Gemeinde gründen! Ich kann es ihren Augen ansehen, daß Du die Macht über sie hast, wenn Du nur wolltest. Wie nun zum Beispiel die Töchter auf dem Weidenhofe. Tausende würden uns anhängen.“

Belle erwiderte nichts. Seine Gedanken wanderten fragend zurück nach dem Weidenhof, wo Sort und er zuletzt gearbeitet hatten; er war wieder in dem nasskalten Zimmer mit dem allzu großen Bett, in dem das bleiche Mädchengesicht fast verschwand. Sie lag da und umfaßte ihre dicke Flechte mit der durchsichtigen Hand und sah ihn an; und hinter ihm wurde die Tür leise geschlossen. — „Das war eigentlich ein sonderbarer Einfall,“ sagte er und atmete tief auf. „Einer, den sie nie vor Augen gesehen hatte; ich könnte noch weinen, wenn ich daran denke.“

„Die Eltern hatten ihr erzählt, daß wir da waren und gefragt hätten, ob sie nicht wollten, daß ich mit ihr von Gottes Wort rede; sollte. Sie sind ja fromm. Aber sie wollte Dich lieber sehen. Der Vater war böse und wollte es nicht erlauben. Sie hätte sich bisher nie in ihren Gedanken mit jungen Leuten beschäftigt, sagte er, und sie soll ganz rein vor dem Thron Gottes und des Lammes stehen. Aber ich sagte, weißt Du denn so genau, daß der liebe Gott sich was aus dem macht, was Du Reinheit nennst, Ole Jensen? Laß die beiden nur zusammen kommen, wenn sie Freude daran haben kann. Dann machten wir die Tür hinter Euch zu, und — wie war es dann?“ Sort wandte sich nach ihm um.

„Du weißt es ja,“ antwortete Belle verdrossen. „Sie lag bloß da und sah mich an, als dächte sie, so sieht er aus und war so weit heruntergekommen. Ich konnte es ihren Augen ansehen, daß Ihr über mich gesprochen hattet und daß sie von allen meinen Schweinereien Bescheid wußte.“

Sort nickte.

(Fortsetzung folgt.)

## Erleichterte Tragödien.

Eine schlichte Frau aus dem Volke hat die praktische Anwendung aus dem Melord-Schießerlaß des Berliner Polizeipräsidenten in überraschendem Scharfsinn sofort gezogen: als sie sich von einem lästig gewordenen Schlafburschen nicht zu befreien vermochte, lief sie zur Polizei, sprach von Einbrechern — und alsbald hatte der unbequeme Liebhaber ein paar Schüsse weg.

Man sollte künftig in solchen Fällen die Leute des Herrn v. Jagow stets bemühen. Die rauhen und lebensgefährlichen Tragödien des Daseins würden auf diese Weise wesentlich erleichtert. Wir deuten die Fälle humaner Möglichkeiten nur an . . .

1.

Der Ehegatte (kommt unbermutet in das Schlafzimmer seiner Frau und sieht die Bescherung): Ha! Ungetreue! (Er holt den Revolver heraus und überlegt die Reihenfolge. Für sich:) Es ist üblich: Erst er, dann sie, zuletzt ich . . . Verdamm, ich kann die Kugeln im eigenen Leibe nur schlecht vertragen. Lasse ich mich aber aus dem Spiele, so überfällt mich dann die Justiz. Was also tun? (Grübelnd:) Wenn ich jetzt das Zimmer verlasse, so werden sie es, denke ich, verriegeln. (Er stürzt hinaus.)

Er und sie: Gott sei Dank! Schnell! (Sie sperren die Tür und rücken einen schweren Schrank vor sie.)

Der Ehegatte (nebenan durchs Telephon): In meinem Hause sind Einbrecher. Schicken Sie sofort Hilfe.

(Zehn Minuten später.)

Der Ehegatte (mit ihm zwei Polizisten, stößt mit den Stiefeln an die Tür des Schlafzimmers, schreit): Aufmachen: Deffen!

Er und sie (sich umarmend): Die Tür ist fest.

Der erste Polizist: Das werden wir gleich haben!

Der zweite Polizist: Los!

(Sie drücken die Türöffnung ein und schießen. Die Kugeln treffen.)

Der Ehegatte: Besten Dank, meine Herren!

Der erste Schutzmänn: Die sind hin!

Der zweite Schutzmänn: Die brechen nicht wieder ein. So 'ne Gemeinheit! Nu nehmen sie gleich ihre Mädchen mit!

Der Ehegatte (leise, sinnend): Die Kalkulation war richtig. (Laut:) Einen schönen Gruß an Herrn v. Jagow!

2.

(Auf der Straße.)

Die Braut (rasend): Glender, Du willst mich jetzt verlassen?

Der Bräutigam (ruhig): Es scheint mir in der Tat so!

Die Braut: So lohnst Du mir meine Treue?

Der Bräutigam: Ich finde meine Untreue lohnender.

Die Braut: Da, nimm dieses! (Sie holt eine Flasche Bitriol aus der Tasche.) . . . Nein, das bist Du nicht wert! (Ruft:) Schutzmänn! Schutzmänn!

Ein Schutzmänn: Was ist los?

Die Braut: Dieser Herr da versuchte mich soeben zu vergewaltigen.

Der Schutzmänn (packt den Bräutigam beim Genick): Warte, Brüderchen.

Der Bräutigam: Lassen Sie mich los. Das Frauenzimmer liegt.

Der Schutzmänn: Keinen Widerstand! Oder —

Der Bräutigam (versucht sich loszumachen) . . .

Die Braut (mitleidig): Armer Schutzmänn, Sie werden sich gleich strafbar machen . . .

Der Schutzmänn: Ah, richtig! Fast hatt' ich's vergessen. Danke schön, junge Frau . . . (Er schießt.)

Der Bräutigam (bricht zusammen): Jagow!!!

Die Braut (dem Schutzmänn die Hand drückend): Ja, das ist ein Mann, Ihr Jagow, und (ausleuchtend) dabei unverheiratet. Ich muß zu ihm . . . Er hat mich von einem Schurken befreit . . . Wieleicht . . .

3.

(In einem Weinrestaurant.)

Der erste Herr (ist eine Boularde): Das Fleisch könnte garter sein.

Der zweite Herr (tritt plötzlich an den Tisch und versteht dem ersten Herrn eine Ohrfeige): Da, Schurke!

Der erste Herr: Au! (Für sich:) Unangenehm, ich bin Leutnant der Reserve. Mit Ehren behaftet. (Holt seine Visitenkarte hervor.) Mein Herr . . .

Der zweite Herr: Ich stehe zur Verfügung.

Der erste Herr: Ich werde sofort das Notwendige veranlassen. (Ueberlegend, leise:) Ein Duell? hm! Es gibt Duelle, in denen man selbst erschossen wird. Das ist peinlich . . . Und dann ist's auch strafbar. (Laut:) Einen Augenblick, mein Herr! (Er geht hinaus und kommt mit einem Schutzmänn wieder.)

Der erste Herr: Das ist der Kerl, der eben öffentlich die unsflätige Majestätsbeleidigung aus gesprochen hat.

Der Schutzmänn (entrüstet): So was! In so 'nem feinen Restaurant!

(Er legt dem zweiten Herrn Handschellen an.)

Der zweite Herr: Rühren Sie mich nicht an. Ich bin . . .

Der Schutzmänn (gemütlich): Du bist gewesen. (Er schießt. Der zweite Herr fällt zu Boden.)

Der erste Herr (dem Sterbenden die Hand reichend): Ich bin der Glücklichere in dem Duell. Ich zürne Ihnen nicht mehr . . . Versöhnen wir uns. (Er gibt dem Schutzmänn ein Glas Wein.) Auf Jagows Wohl!

4.

(Eine Menschenmenge stürzt dem Klamotten-Karl nach, der soeben eine alte Frau ermordet und beraubt hat.)

Die Menge: Greift den Mörder . . . den Mörder! . . . Schutzmänn!

Der Schutzmänn packt Klamotten-Karl am Kragen.

Klamotten-Karl (lüftet den Hut): Halt, Kollege! Ich bin doch der, der den Arbeiter Hermann erschlagen hat!

Der Schutzmann (zur Menge): Ruhe da! Der Mann ist unschuldig.

Die Menge: Raubmörder, Raubmörder!

Der Schutzmann: Was, ihr wollt noch mucken? (Er gibt aus seinem Browning schnell sieben Schüsse ab. Sieben Menschen aus der Menge sinken tot nieder.)

Klamotten-Karl: Komm, Kollege! Trinken wir eins auf den Schred.

Der Schutzmann (freudig): Jagow wird mit mir zufrieden sein! . . .

5.

(Ein Boudoir.)

Jagow (seelenvoll): Mein Fräulein, da ich die Theaterzensur habe —

Die Künstlerin: Haben Sie doch noch nicht mich. — Ich bin verheiratet.

Jagow: Um so besser — ich nicht. Die Theaterzensur erstreckt sich pflichtgemäß nur auf die beim Theater beschäftigten Personen. Ihr Herr Gemahl ist doch nicht etwa beim Theater? . . .

Die Künstlerin (schweigt) . . .

Jagow: Na also, Unbefugten ist der Eintritt verboten. Ihr Herr Gemahl geht uns gar nichts an. Ueber den habe ich keine Macht, so lange er sich im Rahmen der Ordnung hält und nicht etwa (wichtig) Widerstand gegen die Polizeigewalt leistet. Uebrigens habe ich geglaubt, daß Künstler ausnahmslos im Konkubinat leben —

Die Künstlerin: Aber nicht mit der Polizei.

Jagow (streng, dienstlich): Zur Sache! Da ich die Theaterzensur habe, wie wirken unsittliche Dinge auf gnädige Frau . . . ?

Die Künstlerin: Ich weiß nicht. Ich will mich mal erkundigen. (Verläßt das Zimmer.)

(Fünf Minuten später.)

Die Künstlerin (mit einem Schutzmann eintretend; Jagow wendet ihm erschreckt den Rücken): Dieser Herr behauptet, die Theaterzensur auszuüben.

Schutzmann: Wir wollen uns den Burschen mal ansehen. Umdrehen! (Jagow weicht abgewandt in den äußersten Winkel.) Umdrehen! Bist wohl taub? (Er packt Jagow, versucht sein Gesicht zu sehen. Jagow sträubt sich heftig. Ringlampf.)

Die Künstlerin: Er behauptet sogar, der Polizeipräsident zu sein.

Der Schutzmann (erblassend): Jagow?! Herr des Himmels. (Murmelt.) Nur nicht strafbar machen! Das war ein Wink mit dem Jaunspahl zur rechten Zeit. (Er schießt.)

Jagow (stöhnend): Ich sterbe —

Die Künstlerin: Tut nichts, ein kleiner Mißgriff, auf den Sie stolz sein dürfen. . . . Da haben Sie die Zensur!

Kest.

(Nachdruck verboten.)

## Im Kaiserlichen Patentamt.

Von Heinrich Lee-Werlin.

Im Südwesten Berlins, in der vom Halleschen Tor abzweigenden Gütshiner Straße erhebt sich, umgeben von altmodischen, einförmigen, grauen Wohn- und düsteren Fabrikstraßen, ein riesiger Palast im Renaissancestil mit grauer Sandsteinverkleidung, das kaiserliche Patentamt. Begründet im Jahre 1877 hatte es seinen Sitz erst in bescheidenen Mieträumen der Königgräber Straße, dann bekam es ein eigenes Heim in der Luisenstraße, aber auch diese Räume genühten bald nicht mehr und im Jahre 1905 bezog es hier seine neue prunkvolle Behausung. Eugen Richter war es, der im Reichstage dagegen auftrat, daß das neue Gebäude gerade hier in der Industriegegend seinen Platz erhielt, weil der Industrie dadurch das hier liegende Terrain verteuert würde. Tatsächlich hat sich diese Prophezeiung auch erfüllt, und namentlich haben die um den Palast herumliegenden, für Bureauzwecke geeigneten Räumlichkeiten geradezu fabelhafte Mietssteigerungen erfahren. Denn hier haben die Patentanwälte ihre Zelte aufgeschlagen. Ueberall an den Hochbahnhäusern sind ihre Schilder angeheftet — an manchem Hause sieht man solcher Schilder gleich ein halbes Duzend und noch mehr. Von dem ehemaligen Treiben in der Luisenstraße, wo dem Amt gegenüber sich Bureau aufblühten, die in ihrer Riesenausdehnung gleich mehrere Stockwerke umfaßten, und wo in den unliegenden Buditen und Kellern jeder Weißbierwirt und stellunglose Schreiber als Patentanwalt Geschäfte machen und gegen Entgelt für hilfesuchende Erfinder Anmeldungen und Eingaben verfassen konnte, von diesem ausbeuterischen Treiben, die „Patentbörsen“ genannt, ist in der neuen Umgebung allerdings nichts mehr zu spüren. Denn heutzutage beanprucht das Gesetz von dem Patentanwalt ein abgeschlossenes technisches, auch die Rechtsfragen umfassendes Studium und über seine Moral wacht ein Ehrengericht. Ja noch mehr. Durch den Druck veröffentlicht das Patentamt eine Liste der Anwälte, die sich das Vertrauen ihrer Klienten als unwürdig erwiesen haben — zum Beispiel, indem sie die Klienten überborteilt, ihre Ideen zum Verkauft usw. — und die deshalb am Patentamt nicht mehr zugelassen werden. Auch in der Eingangshalle des Gebäudes sind die Namen dieser Verfehlten an weißer sichtbarer Stelle angebracht. Nicht selten kommt es vor, daß Er-

finder weit aus dem Reich nach Berlin gereist kommen, um auf dem Amt sich zu erkundigen, warum ihre Patentsache nicht vorwärts kommt, und die hier erst auf diese schwarze Liste hingewiesen werden, aus der sie nun zu spät ersehen, daß sie — meistens infolge eines Zeitungsinsersats — einem Schwindler in die Hände gefallen sind.

Vor dem Portal hält der Postwagen und zahlreiche für das Amt bestimmte Pakete werden herausbefördert — die von den Erfindern eingeschickte Modelle. Nur für die zu schützenden Gebrauchsmuster ist die Einlieferung eines Modells erforderlich, während für die Patente meist schon eine Zeichnung oder — falls es sich um keinen Gegenstand, sondern um ein Verfahren handelt — eine Beschreibung genügt. Die einlaufenden Modelle werden zunächst in dem saalartigen „Anmeldezimmer“ abgeliefert, wo sie ein Beamter mit einer großen Nummernkarte versieht. Diese Nummer kann mitunter von besonderer Wichtigkeit werden. Wird nämlich ein und dieselbe Erfindung von zwei verschiedenen Personen eingeliefert, so unterscheidet die durch diese Nummer nachweisbare Priorität darüber, welchem der beiden Einlieferer der Schutz zu erteilen ist. Den Gang nun zu beschreiben, den die angemeldete Erfindung durch die verschiedenen Prüfungsinstanzen zu nehmen hat, wie sie ferner durch den „Reichsanzeiger“ öffentlich bekanntgemacht wird, damit jeder, der sich dazu berechtigt fühlt, seinen Einspruch dagegen erheben kann, bis schließlich der nachgesuchte Schutz erteilt oder versagt wird — das würde unseren Raum überschreiten, auch werden die Bestimmungen darüber jedem Interessenten von dem Amt auf Wunsch ohne alle Kosten zugänglich gemacht. Während im ersten Jahre des Amtes, im Jahre 1877 nur 3212 Patente angemeldet wurden, ist diese Zahl in ununterbrochenem Wachsen in neuerer Zeit auf 44 411 gestiegen. Seit Bestehen des Amtes bis 1910 sind insgesamt 580 168 Patente angemeldet worden, woran aber schon durch die Prüfungsinstanzen weit über die Hälfte abgewiesen werden mußten, da diesen schon vorhandene Patente entgegenstanden, so daß die Zahl der in diesem Zeitraum erteilten Patente sich auf 218 130 beläuft, von denen am Schluß des genannten Jahres 40 376 in Kraft geblieben sind. Zur Ueberwältigung der ungeheuren Arbeit sind in dem Amtsgebäude — das über 600 Zimmer zählt, ungerade die Lager-, Bibliothek-, Konferenz- und Wohnräume — mehr als 1000 Personen beschäftigt, und der Leiter des Amtes richtet in dankenswerter Weise an der Hand einer energischen Kontrolle sein besonderes Augenmerk darauf, daß die Arbeit im Interesse des Anmelders so rasch wie möglich erledigt wird.

Dem Anmeldezimmer gegenüber liegt ein großer, durch Oberlicht erhellter Saal, die Wände mit hohen, von Büchern, Schriften und Fächern vollgefüllten Gestellen bedeckt, in dem an langen Tischen eine Menge emsig mit Schreiben, Lesen und Studieren beschäftigt Menschen sitzen — darunter auch viele junge Damen. Kein Stuhl ist in diesem Saal unbelegt, mehr als 400 Menschen verkehren täglich darin. Es ist der sogenannte, dem Publikum zur freien Benutzung offenstehende „Auslegeaal“. Wer sich über irgendeine bestehende Erfindung unterrichten will — hier in diesem Saal findet er das Material dazu. Je nach dem Material — zum Beispiel „Turbinen“ oder „Torgewinnungsmaschinen“ — in Klassen geteilt, die Klassen wieder in Unterlassen, die Unterlassen in Gruppen — die letzteren im ganzen 8000 — liegen auf den besagten Gestellen übersichtlich in Mappen eingeordnet sämtliche vom Amt ausgegebenen sogenannten „Patentschriften“ aus: das sind die von jedem erteilten Patent hergestellten gedruckten Beschreibungen. Will ein Erfinder oder ein Patentanwalt oder einer von dessen Angestellten, oder sonst einer all der vielen Interessenten, aus denen sich dieses Publikum zusammensetzt, sich in oben erwähnter Weise informieren, so braucht er nur eine dieser Mappen nachzuschlagen und sich seine schriftlichen Auszüge daraus zu machen. Zahlreich vorhanden sind ferner die Beamten der sogenannten Recherchierbureau, die einen besonderen mit dem Patentamt zusammenhängenden Berliner Erwerbszweig bilden und nicht selten bis zwanzig Angestellte beschäftigen. Mit Hilfe des Reichsadreßbuches von allen Firmen der deutschen Industrie in Kenntnis gesetzt, machen sie diesen gegen ein bestimmtes, meist recht ansehnliches Honorar von den jeweiligen in ihr Fach schlagenden neuen Erfindungen die nötigen Mitteilungen, kontrollieren die Anmeldungen, ob diese im Interesse ihrer Klienten zu keinem Einspruch Anlaß geben usw. Auch die Militärbehörden haben ihre uniformierten Vertreter hier sitzen, die beauftragt sind, Kopien aus den Patentschriften zu machen.

Neben dem Auslegeaal befindet sich die Zahlstelle, wo für die Anmeldung und den erteilten Schutz die damit verknüpften Gebühren bezahlt werden. Ein deutsches Reichspatent läuft fünfzehn Jahre und außer den ersten einmaligen Gebühren für Anmeldung und Erteilung ist dafür in jedem Jahre, wenn das Patent nicht erlöschen soll, noch eine besondere Gebühr zu entrichten, die mit jedem Jahre steigt, im letzten Jahre bis auf 750 Mark, so daß die Gesamtkosten eines Patentes für die fünfzehn Jahre 5300 Mark betragen. Nur in den seltensten Fällen aber hält der Erfinder die fünfzehn Jahre durch. Die meisten Patente werden, weil von ihrem Inhaber die Gebühren darauf nicht mehr entrichtet werden, schon nach zwei oder drei Jahren gelöscht, wofür sich in der „Rolle“ — das sind die gleichfalls im Auslegeaal vorhandenen dicken geschriebenen Bände, die das Verzeichnis der Patente enthalten — ein Vermerk mit roter Tinte findet, eine Chronik der bitteren Enttäuschungen, mit denen die Hoffnungen der meisten Erfinder enden. Entweder kann der Erfinder für

sein Patent, falls er nicht selbst Fabrikant ist, keinen Käufer finden, oder das Geld geht ihm aus, oder das Patent ist schon wieder durch neue Erfindungen überholt, veraltet und darum wertlos geworden. Am raschesten veralten und erlöschen die Patente der Beleuchtungsbranche, während sich am längsten, fast immer bis zum gesetzlichen Ablauf, die Patente der unter die chemische Branche fallenden Farbverfahren erhalten, zumal die der Textilindustrie. Die Einsprüche und Prozesse, die sich aber gerade in dieser Industrie an fast jedes neue Patent knüpfen, haben zur Folge gehabt, daß auf diesem Gebiet überhaupt nur noch wenige Patente angemeldet werden und daß die großen Fabriken es vorziehen, ein neues Farbverfahren von seinem Erfinder gegen die Verpflichtung, daß es ihr alleiniges Geheimnis und Eigentum bleibe, durch Kauf zu erwerben. Im ganzen hat das Amt an Gebühren seit seinem Bestehen bis Ende 1909 über 120 Millionen eingenommen. Im Jahre 1909 betrug die Einnahmen 9½ Millionen, die Ausgaben nicht ganz 5 Millionen, so daß sich für das Reich ein Uberschuß von fast 5 Millionen ergab, was die Industrie veranlaßt hat, bei der Reichsregierung um eine Herabsetzung der Patentgebühren einzukommen.

Wir betreten jetzt die Lagerräume, in denen die übrigens auch verkäuflichen Patentschriften aufgestapelt liegen; in einem andern Raum findet sich auch eine Anzahl Modelle. Wie gesagt, repräsentieren sich aber in den Amtsräumen die ausgegebenen Patente zumeist nur — und das schon aus Raumgründen — in den betreffenden Zeichnungen und schriftlichen Darstellungen. Die Unfähigkeit, eine richtige Zeichnung von der Erfindung zu machen, oder diese schriftlich zu erläutern, ganz abgesehen von den sonstigen Erfordernissen, ist es denn auch, die die meisten Erfinder nötigt, sich eines Anwaltes zu bedienen. Bezeichnend für die Gegenwart sind die vielen Erfindungen auf dem Gebiet des Flug-, Kollschuh- und Autowesens, die jetzt eingeliefert werden. Fast noch übertroffen werden sie aber von der Zahl der Erfindungen zur Sicherheit des Bahnverkehrs — kein großes Eisenbahnunglück, nach dem es nicht von neuen Ideen zur Verbesserung der Weichenstellung, der Ruppelungen, des Signaldienstes usw. auf das Amt förmlich regnet. Eine Unmasse von Modellen finden wir dagegen, wohlgeordnet und numeriert, in den Bodenkammern aufgestapelt. Es sind die der Gebrauchsmuster, alle nur erdenklichen Gerätschaften, die während der für Gebrauchsmuster zehn Jahre umfassenden Gültigkeitsdauer hier aufbewahrt und nach Ablauf dieser Frist ihrem Besitzer wieder zugestellt oder, wenn er auf Rückgabe verzichtet, vernichtet werden. Besteres geschieht schon mit Rücksicht auf das große Mißtrauen, das fast jeder Erfinder wegen Mißbrauchs seines Geistes Eigentums hegt — sogar der deutschen Reichsbehörde gegenüber. Eine Extraplage unter den Erfindern bilden für das Amt die Querulanten.

## Aus Herweghs Nachlaß.

Victor Fleury, der soeben auch die erste zulängliche Biographie Herweghs — in französischer Sprache — veröffentlicht hat, gibt aus dem Nachlaß des Dichters unveröffentlichte Gedichte, Artikel und Korrespondenzen, Aphorismen aus den Notizbüchern heraus. („Aus Herweghs Nachlaß“, Lausanne 1911.) Eine gründliche Einleitung gibt die notwendigen Erläuterungen. In dem Buch werden auch die interessanten Korrespondenzen wiedergegeben, die Herwegh nach dem deutsch-französischen Kriege für die Pariser „République française“, das neue radikale Gambettistische Organ seines Freundes Challemel-Lacour, schrieb. Wegen dieser französischen Artikel über deutsche Zustände wurde gegen Herwegh der Vorwurf erhoben, er habe „im französischen Sold gedient“, und Tadel, der in der Bongischen Herwegh-Ausgabe die politische Wirksamkeit des Dichters reichlich oberlehrerhaft mit überlegenen Fehlschritten am Rande begleitet, übernimmt die Verdächtigung, indem er davon spricht, daß die journalistische Tätigkeit „im Dienste der französischen Republik“ ausgeübt sei. Tatsächlich hat Herwegh für diese Korrespondenzen nur ein bescheidenes Honorar von dem Herausgeber des Blattes erhalten, und unter den Nachlaßblättern findet sich ein Briefkonzept Herweghs über die Angelegenheit: „So sagen Sie, daß ich im Solde der bekannten französischen Ideen von 89 stehe, daß ich sie bis an mein Lebensende den Bismarckischen vorziehe, obgleich die aus letzteren über den Belfensfonds mit Eisenbahnen, Ordenskreuzen und anderen Spielzeugen bezahlt werden. Was sie beziehen, weiß ich nicht, was ich von Ihnen (Challemel-Lacour) bezog, wissen Sie. Ich konnte im Ausland erklären, daß ich mein Heil nicht von Preußen erwarte, sondern in der Freundschaft der beiden Völker, daß ich Akte der Barbarei, wie sie von uns begangen worden sind, nicht billige, die deutsche Nation für angeführt halte, die Wiederholung der Koalition der 90er Jahre, und trotz dem deutschen Reiche uns auf der Bahn der Reaktion glaube. Der Wehrrauch, den sie streuen, soll den Leichengeruch nicht lange verdecken. Die Schreier nach Elsaß und Lothringen sind für mich immer nur ein Gegenstand der Komik gewesen.“

Es ehrt in der Tat Herwegh, daß er zu den deutschen Bürgerlich-Naditalen gehört hat, die sich von ihren Jugendaufschauungen weder durch die Illusionen der „neuen Ära“ noch durch die Gewalt-

erfolge der Bismarckischen Politik abbringen ließen. Er blieb ein leidenschaftlicher Hasser der preussischen Reaktion. Am Beginn der neuen Ära schrieb er 1861 das jetzt aus dem Nachlaß ans Licht gebrachte Gedicht:

### Zur Krönung Wilhelms I.

Sein Mantel war von Hermelin,  
Wohl an die sieben Ellen,  
Gemessen haben ihn zu Berlin  
Genau die Schneidergesellen.

Hell strahlten Thron und Thronesdach,  
Hell strahlten Samt und Seide,  
Doch heller strahlte noch der Schach,  
Der Schach der Hafenscheide.

Es strahlt in Gottesgnadenpracht  
Das Gottesgnadenpärdchen,  
Das ist nicht Tausend Eine Nacht,  
Das ist ein deutsches Märchen.

Die goldne Krone nimmt er heut'  
Von seines Heilands Tische,  
Germania ist hoch erfreut,  
Das Volk kriegt faule Fische.

Der Adel naht im tollsten Schmutz  
Urmittelaltermäßig,  
Das Kriegsheer salutiert dem Spul,  
Das Volk schreit: Niederträchtig!

Goldselig blüht die Majestät,  
Die Polizei ist gnädig,  
Die schwarz-rot-goldne Fahne weht  
Auf Masten von Venedig.

(Aluminieret wird die Stadt),  
Der Rhein steigt in der Köpfe Knöpfe,  
Und jeder Bürgermeister hat  
An diesem Tag zwei Höpfe.

Der deutsch-französische Krieg verschärfte den Gegensatz, und die ersten Jahre der deutschen Reichspolitik bestätigten nur seine Befürchtungen. Eines seiner letzten Gedichte sind diese 1874 ausgezeichneten Verse:

### Immer stärker!

Schwarz-weiß-rot, schwarz-weiß-rot,  
Aber Freiheit sicher Tod!  
Unser Brot und unsre Rechte  
Sind verschenkt und Bismarcks Knechte  
Brüllen: Stärke tut uns not.

's ist vollbracht, 's ist vollbracht!  
Manches Feld wird über Nacht  
Neu gedeckt sein für die Raben.  
Alles will der Preuze haben.  
Und der Preuze hat die Macht.

Kruppschen Stahl, Kruppschen Stahl,  
Und Soldaten ohne Zahl,  
Und Strategen ohnegleichen,  
Die aus hunderttausend Leichen  
Uns erbaut ein Ruhmesmal!

Stets bereit, stets bereit,  
Stehen sie da zum heiligen Streit;  
Unser großer Machiavelli  
Ist um einen casus belli  
Niemals in Verlegenheit.

In Berlin, in Berlin  
Lernt der Michel Disziplin,  
Und wenn die Trompeten blasen,  
Führt man ihn mit schönen Pfaffen,  
Mannesseelen, sagt wohin?

Die gleiche Stimmung zeigen die Notizen Herweghs aus dem Jahre 1871:

Deutschlands Erbfeind ist Preußen.

Um uns nicht durch den Krieg ruinieren zu lassen, ruinieren wir uns durch die Kriegsbereitschaft.

Der Stahl der Kruppschen Kanonen würde schmelzen an der Republik.

Gott, König, Vaterland, die Umkehr von Liberté, Egalité, Fraternité.

Herweghs künstlerische Überzeugungen waren mit seinen politischen eins. In einer 1845 französisch niedergeschriebenen Bemerkung hat er seinen künstlerischen Leitfaden so bezeichnet: Die Poesie sucht vor allem das Ideal. Eine überhörende, Jakobinische, revolutionäre Poesie ist daseinsberechtigt, eine Bourgeoispoesie niemals.

Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.